



12. Europäischer Essaywettbewerb für Studentinnen und Studenten 2023

ausgerufen durch
Dr. Albert-Peter Rethmann, Bundesvorsitzender der Ackermann-Gemeinde,
und Doc. Dr. Matěj Spurný, Präsident der Bernard-Bolzano-Gesellschaft.

Thema:
"Wie veränderte der russische Krieg gegen die Ukraine meine Welt?"

1. Platz:

Anne Glaser

25 Jahre, Humanmedizin und Medizininformatik, Universität Tübingen

Es ist ein Jahr und vier Monate her, dass ich zum letzten Mal in Kyiv/Kiew, meiner Lieblingsstadt, zu Besuch bin. Es ist eine kurze, spontane Reise und rückblickend eine der wichtigsten meines Lebens. Ich bin zu Besuch bei Alexej*, mit dem ich befreundet bin, seitdem wir uns vor vielen Jahren in Minsk kennengelernt haben. Dort habe ich ihn 2020 zuletzt gesehen, kurz darauf hat er Belarus verlassen. In Kyiv waren wir zu Beginn unserer Freundschaft schon einmal gemeinsam, als wir per Anhalter durch die Ukraine reisten. Sie stand für uns für Partys, Schönheit, Freiheit und Kultur – für all die Dinge, die wir uns für das stillstehende Belarus auch wünschten. Genauso sahen wir den Krieg im Osten des Landes und wussten bereits um die Schwierigkeit dieser Wünsche. Vor einem Jahr und vier Monaten darf ich aber nochmal erleben, wie für Alexej unsere jugendliche Projektion ihr Versprechen hält und ihm Schutz und ein Zuhause bietet. Diese Erinnerung bedeutet mir heute viel.

Ein Jahr und einen Monat ist es her, dass ich mich von meinen Freunden in Tübingen verabschiede, um ein Auslandssemester in Moskau zu verbringen. In Belarus war ich lange, in der Ukraine oft, in Russland noch nie, und ich freue mich. Ein Freund schaut mich an und fragt: *Was machst Du eigentlich, wenn es einen Angriff gibt? - Ach, das werden die bestimmt nicht tun.*

Auf den Tag genau vor einem Jahr erlebe ich die absurde Choreographie eines Kriegsbeginns mit. Ich stehe vor einem winzigen Fernseher im Waschraum des Universitätsgebäudes der Moskauer Staatlichen Universität, lausche den Reden, die sagen, dass die Volksrepubliken in der Ostukraine nun wohl unabhängig seien, und verstehe: *Das ist, was sie tun werden.*

Am 23.02. wird in Russland der ‚Tag der Verteidiger des Vaterlandes‘ gefeiert. Ich verbringe den Feiertag im Zimmer, weil ich ihn mindestens als Feministin kritisieren möchte, als Deutsche aber natürlich loben sollte. Aus dem Fenster sehe ich das Feuerwerk über der Stadt. Wenige Stunden später wache ich von den Telegram-Nachrichten auf, die von einem Angriff auf die gesamte Ukraine berichten. Mit dieser Dreistigkeit hatte ich trotzdem nicht gerechnet.

Damit bin ich nicht alleine. Am selben Tag, wieder nachts, lerne ich Vitalij, einen anderen Studenten, im Bus kennen. Ich komme vom ziellosen Rumlaufen, er von der Demo, was ich

nicht weiß. Er fragt mich, ob wir uns unterhalten können. Worüber er sprechen möchte, frage ich. Kaum eine Regung: *Lesen Sie etwa keine Nachrichten?*

In den nächsten Tagen und Wochen wird die unabhängige Presse verboten, ein Medium nach dem anderen. Grüne Bändchen im Straßenbild tauchen auf. Westliche Läden verschwinden, ich bin irgendwie noch da. Ich fange an, beim Sakharov Center mitzuarbeiten, weil ich irgendetwas tun muss. Wir sortieren das Museum zu Dissidententum in der Sowjetunion und digitalisieren den Nachlass des Friedensnobelpreisträgers Andrej Sakharov – für den Fall, dass es irgendwann schnell gehen muss. Wochenlang stehen der Historiker Alexander und ich in Sakharovs Wohnung, wir scannen Briefe, Bilder, Dokumente. Es geht um Verbrechen in der UdSSR, die Briefe sind mal bittend, mal bewundernd, mal beleidigend. Im Hintergrund laufen Nachrichten und mehr als ein Mal höre ich: *Vielleicht wäre alles anders, wäre Sakharov nicht gestorben...*

In wenigen Monaten wird es dann ein Jahr her sein, dass ich verschüchtert auf der Beobachterbank im Gerichtssaal des ersten Berufungsgerichts in Moskau sitze. Dass das Urteil bestätigt werden und Memorial, die größte Menschenrechtsorganisation Russlands, aufgelöst werden wird, ist allen klar. Aber es liegt nicht daran, dass die Angeklagten und ihre Anwälte nicht versuchen, zu verhandeln: *Nach dem 24.02. hat es keinen Sinn mehr, sich zu verteidigen.*

Es ist ein kleiner Raum. Es trifft mich mir einer Wucht, zu erleben, wie Menschen, die ihr Leben lang für Recht und Moral in Russland gearbeitet haben, dabei sind, aufzugeben: *Dreißig Jahre haben wir gearbeitet, weil wir an eine gute Zukunft für Russland geglaubt haben, mit Menschenrechten, Frieden, Rechtsstaat. Nun werden wir verboten, und es gibt niemanden außer uns, der uns verteidigen kann.*

All diese Ereignisse erzähle ich so emotional, weil ich sie so empfunden habe. In diesen Tagen habe ich mich wildfremden Menschen – im Bus, im selben Raum, hinter dem gleichen Computer – ständig so schnell so nahe gefühlt wie sonst selten. Aber all das sind Momentaufnahmen, Blicke. Generell sind die Klüfte um ein Vielfaches tiefer geworden.

In jedem Gespräch wird sofort offensichtlich, wie unterschiedlich die Umstände auf Menschen wirken, wie sehr wir uns durch unsere Situation unterscheiden: Dem flüchtigen Bekannten, mit dem ich im Gerichtssaal bin, sage ich, dass ich ihn vermutlich nicht heiraten kann, aber gerne für ihn recherchiere, wie er vielleicht doch ein Visum bekommen könnte. Ich weiß nicht, was ich meinen Freunden aus Kyiv oder Charkiw antworten soll, wenn sie mir erzählen, wie es ihnen geht. Erst recht weiß ich es nicht, wenn sie mich fragen, wie es mir geht. Der Kontakt wird unangenehm. Auch Vitalij, dem Studenten im Bus, antworte ich: *Wir können schon reden, aber ich weiß nicht, ob ich alles verstehe.*

Wir reden und ich gebe mir Mühe, besser zu verstehen. Ich lerne Wörter, die ich nicht kannte und erinnere mich an die, die ich 2020 in Minsk gehört habe. Aber schneller als mein Wortschatz wächst meine Sprachlosigkeit.

Zumindest aus der kompletten Stummheit befreit mich zunächst Tatjana, Historikerin im Sakharov Center. In den ersten Tagen weiß ich nicht einmal, wie ich mich als Ausländerin, als Deutsche gegen diesen Krieg ausdrücken soll, der ja angeblich wieder gegen den Faschismus geführt werde. Sie hilft mir, eine angemessene, deutliche Stimme zu finden. Beim Nachrichtenschauen sagt sie: *Das, was sie mit dem Andenken an die Rote Armee machen, das werden wir ihnen auch nie verzeihen.*

Und natürlich können wir uns nach wie vor austauschen, uns erzählen. Aber es ist um ein Vielfaches schwieriger geworden, weil die genaueste Beschreibung, die möglich ist, nicht alles sagt. Und egal, mit wem ich spreche: Unsere verschiedenen Lebenslagen lassen uns schneller auseinanderdriften, als die Worte Brücken bauen können.

Wer eine neue Sprache lernt, entwickelt dabei zu einem gewissen Grad eine neue Persönlichkeit. Als ich 2015 angefangen habe, auf Russisch zu sprechen, wurde ich ein bisschen wie die Menschen, die mich damals umgaben. Wie sie halte ich echte Freundschaft für möglich, auch unter fragilen Bedingungen: Schon immer mussten wir damit umgehen, dass es aktuelle Ungerechtigkeiten gibt, im Einkommen, in der Möglichkeit zu reisen. Und dass historische Verletzungen bestehen. In Belarus und in der Ukraine war ich immer mehr Deutsche als in Deutschland. Aber damals, als ich in Minsk und in Kyiv so behutsam sozialisiert wurde, konnten wir uns immer eine gemeinsame Zukunft vorstellen, die uns gefiel. Mittlerweile lässt sich nichts mehr planen, und gemeinsam erst recht nicht. Damit lastet auf jedem Kennenlernen und auf jeder langen Freundschaft derselbe Fluch: Je enger der Kontakt, desto deutlicher werden die Unterschiede. Mit jeder Annäherung kommt die Entfremdung.

Als die gemeinsamen Hoffnungen und die Zuversicht für die Zukunft aus den Gesprächen und Freundschaften verschwinden, hinterlassen sie Lücken. Und in diesen Lücken hat sich schon schamlos die Scham breitgemacht: Wann immer sich die richtigen Worte aus meinem Mund falsch anhören, schäme ich mich. Ich schäme mich, als ich mich in Moskau langsam zuhause fühle, während Alexej nach Georgien weiterzieht. Wenn ich sehe, dass ein Bekannter aus Lwiw/Lemberg, bei dem ich mich lange nicht gemeldet habe, kämpft. Wenn ich mich erinnere, dass ich mich bei ihm so lange nicht gemeldet habe, weil mich manche Dinge, die er sagte, störten, und wenn ich dann merke, wie egal das plötzlich ist. Ich wünsche mir nicht ohne Scham, dass Demokrat:innen und Kriegsgegner:innen in Russland bleiben, während ich selbst nur zu Besuch bin.

Ich arbeite bald in einer weiteren zivilgesellschaftlichen Organisation, obwohl ich denke, dass ich als Ausländerin aus einem ‚unfreundlichen Staat‘ ihr Risiko erhöhen könnte, diskreditiert zu werden. In Butcha werden Zivilist:innen ermordet, aber weil ich nicht so richtig weiß, was ich am besten tun soll, lass ich letztlich alles bleiben. Ich hänge nochmal ein paar grüne Bändchen auf und fahre in den Urlaub. Im Dorf lerne ich die Verwandten einer Freundin kennen, die am Krieg nur schlecht finden, dass er nicht von Stalin geführt wird. Ein Freund versucht, sich das Leben zu nehmen, und ich freue mich auf zuhause. Bei all dem schäme ich mich für meine Schwäche, für meine Unentschlossenheit und Inkonsequenz, und dafür, dass das alles passiert.

Wieder in Deutschland sagt man mir, dass ich mich nicht schämen soll, aber ich denke, doch. Ich würde das gerne besser begründen, sagen, dass wir uns in unseren Empfindungen die Menschlichkeit im Angesicht der Atrozität bewahren, aber andererseits denke ich auch, dass das wirklich nichts zur Sache beiträgt. Zu dringend sind die Fragen *Wer hat Schuld?* und *Was tun?*.

Die Leute sehen mich für diese Fragen mittlerweile als Expertin, die ich nicht bin. Meistens verweise ich auf ausgewählte Positionen unter den vielen Personen, die etwas zu sagen haben. Ich weiß oft nicht, was ich ergänzen kann, und dann ist es besser so. Denn auch in Gesprächen mit Menschen, die mir nahe stehen, die in derselben Situation wie ich leben, tun sich mittlerweile Klüfte auf: Eine seltsame Position aus den Mündern der Leute, mit denen ich mich politisch Seite an Seite glaubte, ein entmündigender Vorschlag, wie es zum Waffenstillstand kommen müsste, ein zynischer Kommentar über Kollektivschuld, und wieder verschlägt es mir die Sprache.

Sprechen soll ich auch auf Arbeit, im Krankenhaus. Es fehlt an Übersetzer:innen, ich bin froh, etwas tun zu können. Dass ich, nachdem ich diese Sprache von anderen Menschen geschenkt bekommen habe und nun nicht mal Ukrainisch lerne, mich dabei über Anerkennung und den Kontakt freue, beschämt mich wieder.

Diese ganze Scham hat mich stiller, trauriger und demütiger gemacht. Deutscher Politik werfe ich in Klima- und Humanitätsfragen noch immer viel vor, aber den Rechtsstaat weiß ich hoch zu schätzen. Ich wünschte, ich wäre bestimmter, klüger und eine bessere Freundin.

Aber es fällt mir schwer, sich in dieser veränderten Welt zu orientieren, auch deshalb, weil ich ihre Fixpunkte ablehne. Die Welt, die mir etwas bedeutet, wurde durch diesen Krieg so sehr belastet, dass ich nicht weiß, ob sie noch zu bewahren ist. Aber für mich ist es immerhin eine Welt, die ich mir ausgesucht habe. Es gibt Menschen, für die sie ein Zuhause ist, Familie oder Identität, und die wir partnerschaftlich unterstützen müssen.

Es ist schwierig, eine gute Partnerin zu sein in Zeiten, die die Zeit verändert haben. Dieser Krieg blockiert die Zukunft, und weiter als bis zu seinem Ende reicht die Gegenwart nicht. Aber weil wir diese Zukunft brauchen, um zusammenhalten zu können, darf dieser Krieg erst recht nicht zum Zustand werden.

* Alle Namen von Gesprächspartnern und Freunden wurden geändert.